

Est. A. 13454 Mit Jageluppen Grüssen  
J. Wepf!



# Nicolaus Lenau.

Von

**J. Sintenis,**  
Staatsrath in Dorpat.



**Hamburg.**  
Verlagsanstalt und Druckerei N. G. (vormals J. F. Richter),  
Königliche Hofbuchhandlung.  
1899.

1899

# Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow.

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Vollständige Verzeichnisse über alle in der „Sammlung“ erschienenen Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

---

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

---

## Vom wandernden Zigeunervolke.

Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner.

Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie.

Von

Dr. Heinrich von Wislocki.

Preis geheftet Mk. 10.—.

O. v. L. sagt in der „Deutschen Roman-Zeitung“ u. a. folgendes über das Werk:

„Unter allen neueren Schriftstellern, die den eigenartigen, so lange räthselumwobenen Volksstamm zum Gegenstande der Betrachtung gewählt haben, dürfte wohl kaum einer so viel Beachtung verdienen, wie der Verfasser des vorliegenden Buches. Denn er hat sich nicht begnügt, den schon vorhandenen Quellenstoff zu sammeln, sondern er ist „ins Volk gegangen“, hat sich von einem der Wanderstämme als Mitglied aufnehmen lassen und ist mit ihm herumgezogen, viele Monate lang, Freud und Leid der Genossen theilend. Unter mancher Entbehrung hat er so pen Stoff gesammelt, der aus dem Werke ein in seiner Art einzig dastehendes Buch macht, das in den Grundzügen als eine der besten Leistungen des völkerschildernden Schriftthums gelten kann.

Wir wünschen dem Verfasser herzlich besten Erfolg aus zwei Gründen: erstlich ist das Werk thatsächlich werthvoll und fesselt durch seine Darstellung Jeden, der es in die Hand nimmt. Dann aber hat der Verfasser diesem Buche und der Sammlung des Stoffes Kraft und Gesundheit geopfert. Wenn eine zweite Auflage zu stande käme, dann erst wäre er einigermaßen für alles entschädigt. Ich mache Vorstände von grösseren Büchereien und Einzelne deshalb um so angelegentlicher auf das Werk aufmerksam.“

Prof. Dr. Schwicker widmet seine Werke in der „Allgemeinen Zeitung“ (München) eine grössere Abhandlung und am Schlusse derselben: Damit schliessen wir unsere Besprechung des vorliegenden Buches, dem wir vielen Genuss und reiche Belehrung verdanken, dem Verfasser und den Lesern der Völkerkunde aufs wärmste empfehlen.

Ab. 0.75  
2097  
Kell 0.30

# Nicolaus Lenau.

Vortrag,

gehalten in der Aula der Universität Dorpat  
am 29. Januar 1892.

Von

J. Sintenis,

Staatsrath in Dorpat.

Tartu Riikliku Ülikooli  
Raamatukogu

~~113997~~

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals F. F. Richter),  
Königliche Hofbuchhandlung.

1899.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Est. A  
Tortu Riikliku Uurimise  
Raamatukogu

24024

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.  
Königliche Hofbuchdruckerei.

Nach einem Schlummer von mehr als fünf Jahrhunderten ist Deutsch-Oesterreich erst vor nicht langer Zeit wieder zur Poesie erwacht. Seltene Versuche, vereinzelt in der Zwischenzeit angestellt (z. B. der Theuerdank), sind als formlose Träume anzusehen, die mit wirklichem Leben nichts zu thun haben.

Von der Zeit Ulrich's von Sichtenstein in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an bis weit über die Aera Joseph's II. hinaus hat diese geistige Lethargie gewährt; erst seit Oesterreich dem deutschen Kaiserthum entsagt und sich auf sich selbst concentrirt, macht sich auch dort ein erheblicher Aufschwung bemerkbar — macht sich der belebende Einfluß unserer Classiker und Romantiker geltend.

Sehen wir von dem ohnehin verschollenen Collin ab, so finden wir, daß die ersten namhaften österreichischen Dichter dem Jahrzehnt von 1781—91, der Blüthezeit der Wiener Oper, entstammen. Es sind, dem Wiener Temperament entsprechend, vorwiegend Dramatiker, wie Raimund, Castelli, Zedlitz; wir finden da Individualitäten von so verschiedenem Gepräge, wie Bäuerle, den genialen Schöpfer der Wiener Posse — und Grillparzer, den Dichter der Sappho.

Nach einer Pause von zehn Jahren bringt das erste Decennium unseres Jahrhunderts, das Jahrzehnt Beethoven's, eine jüngere, rührigere, zahlreichere und — bewußtere Generation hervor. Sie bildet eine ziemlich geschlossene Gruppe befreun-

deter Geister, deren Regsamkeit auch der älteren Schule zu Gute kommt.

Zu ihr gehört neben Eg. Ebert, Bauernfeld, Vogl, Seidl, Stifter, A. Grün, Feuchtersleben, Fr. Halm, Drägler-Manfred, Frankl unter Anderen auch Nicolaus Franz Niembösch von Strehlenau, bekannter unter seinem Dichternamen Nicolaus Lenau.

Aus beiden Gruppen hat sich nur je eine Gestalt über das Durchschnittsmaaß erhoben: Grillparzer und Lenau, Beide ausgezeichnet durch Tiefe der Ideen und Größe der Stoffe. Aber Lenau, dessen Dichtungen, Lieder wie Epen, gleich beim Erscheinen gerühmt, bewundert wurden, ist allmählich dem Gedächtniß der Nachwelt fast entschwunden; Grillparzer dagegen, elf Jahre älter, hat ihn um das Doppelte dieser Jahre überleben müssen, um erst am Ende seiner langen Laufbahn die Anerkennung zu finden, die er heute noch genießt.

Lenau stammt aus Ungarn, daher ist es hergebracht, ihn für einen Ungarn, wohl gar Magyaren anzusehen. Doch habe ich ihn getrost unter die Deutsch-Oesterreicher gerechnet. Freilich ist er in Esatád bei Temeschwar geboren — am 13. August 1802 — und hat seine Jugendjahre jenseit der Leitha verlebt; zahlreiche und nachhaltige Eindrücke hat er aus dem eigenartigen Lande mit nach Wien genommen; aber von magyarischem Blute hat er keinen Tropfen in sich.

Die Familie Niembösch war nicht lange vorher aus Preussisch-Schlesien eingewandert; vom Namen darf man schließen, daß sie vielmehr slavischen Ursprungs gewesen sein mag. Doch haben sich die Vorfahren zur deutschen Nationalität bekannt. Sicherlich lassen sich manche Eigenschaften des Dichters, besonders seine glänzende Begabung und begeisterte Neigung für die Musik, recht wohl auf slavischen Impuls zurückführen. So wenig wie der Vater war die Mutter magyarischer Nationalität, sondern rein deutscher Herkunft.

Des Vaters konnte der Sohn sich kaum erinnern. Während man sonst einen Sohn bedauert, welcher seinen Vater früh verliert, muß man es dagegen ein Glück nennen, daß Lenau's Vater zeitig starb. Er war durch heillose Spielwuth verwildert und stiechete an den Folgen eines zügellosen Lebens schnell dahin. Als warnendes Beispiel muß der Sohn den Vater, der ihn übrigens nie verwöhnte, vor sich gehabt haben: er haßte Spiel und Trunk. Doch blieb er nicht ohne väterliches Erbe: maasloses Rauchen und der Genuß überstarken Caffees zur Nachtzeit haben viel zur Beschleunigung seines Nervenleidens beigetragen.

Die Zuneigung der ihm leidenschaftlich ergebenen Gattin hat der Vater trotz all' dem Kummer, den ihr sein Leichtsinn bereitet, nie ganz verscherzt. Doch war es ihr gewiß eine Erlösung, als sie die Fülle ihrer Liebe ganz dem fünfjährigen Sohne widmen konnte. Dieser hat die ungewöhnliche Wärme ihrer Zuneigung und ihre mütterliche Sorge in manchem Liebe gepriesen, in dem ergreifenden Abschiede Faust's vom Grabe der Mutter verewigt. Da klagt er:

O, daß der Tod von hier  
So früh dich fortgenommen!  
Es wäre wohl mit mir  
Sonst nicht so weit gekommen.

Denn als sie starb, stand der Sohn, 27 Jahre alt, eben vor der Entscheidung, welchem Berufe er sich nun ernstlich zuwenden sollte. Der Mutter zu Liebe hätte er wenigstens das Studium der Medicin zum Abschluß gebracht, was ihm kaum von praktischem, wohl aber von hohem psychischen Werthe gewesen wäre. Nun warf er die bitter verhaßte „Schullernerei“ bei Seite. Im Schmerze über den Verlust verflog der bisherige Eifer und der unselige Hang zu müßiger Beschaulichkeit, der allmählich in anspruchsvolle Bequemlichkeit, ja Faulheit überging, nahm mit allen seinen Gefahren überhand.

Man muß zwei Epochen in Lenau's Entwicklungsgang scharf unterscheiden: die specifisch österreichische Periode, aus der er zwei Jahre nach dem Tode der Mutter heraustritt, indem er Ende Juni 1831 seinen ersten Besuch in Stuttgart macht, und die Periode des unstäten Schwankens zwischen Heimath und Fremde, zwischen Wunsch und Entfagen, zwischen Hoffen und Verzweifeln. Dieser aufreibende Zustand endet mit dem Ausbruch des Wahnsinns im Herbst 1844, dessen Vorboten Justinus Kerner schon dreizehn Jahre früher auffallen.

Lenau ist ein frommes Kind gewesen; er hat Mutter und Wärterin, die treue Schwäbin Walpurga, durch kindliche Predigten, die von Herzen kamen, manchmal tief gerührt; daneben aber nährte die Mutter durch ihre verwöhnende Zärtlichkeit den angeborenen Eigensinn des Knaben. Indem sie ihn den beiden Schwestern, auch später den Stiefschwestern auf unverantwortliche Weise vorzog, leistete sie einem Stolze und einer Eigensucht Vorschub, welche später dem Manne zuweilen gefährlich wurden. Jene Frömmigkeit aber hat alle späteren Zweifel überdauert, ist selbst im Faust nicht ganz erstickt und hat dem Dichter endlich den Savonarola eingegeben, welcher „von wahrhaft protestantischer Religiosität erfüllt“ ist.

Die allzu liebevolle Mutter konnte sich auch nach ihrer Wiederverheirathung nicht entschließen, die drei Kinder erster Ehe, oder wenigstens den Sohn, zu den Großeltern nach Wien zu schicken, welche die Erziehung zu übernehmen versprochen. Daher sah es mit dem Unterrichte des heranwachsenden Knaben anfangs übel aus.

Die Familie lebte an verschiedenen kleinen Orten Ungarns, wo an regelrechte Erziehung nicht zu denken war. Aber was Niki an Gelehrsamkeit versäumte, gewann er an poetischen Eindrücken. Besonders Tokai, wo er sein sechzehntes Lebensjahr zubrachte, Tokai mit seinen Weinbergen und Thälern, seinen

Rosen und Nachtigallen, feinen Husaren und Zigeunern klingt in den Dichtungen des Jünglings allenthalben wieder. Und in drei Künsten brachte er es schon als Knabe zur Meisterschaft: im Guitarrenspiel, im Pfeifen und im Vogelfang.

Endlich fiedelte die Mutter nach Pest über und der Sohn begann nun regelmäßige Studien. Seine hervorragende Begabung war längst aufgefallen; nun entwickelte sie sich zu schnell anwachsenden Kenntnissen. Da indessen die ökonomische Lage der Familie immer unhaltbarer wurde — den größten Theil des Vermögens hatte bereits der erste Mann durchgebracht —, mußte die Mutter den Sohn doch endlich nach Wien entlassen, wo von nun an ihre Eltern getreulich für den Enkel sorgen. Freilich nicht ohne zeitweilige Unterbrechung durch die trostlose Mutter.

Sogar dem Sohne macht deren Ueberschwänglichkeit Sorgen; er wünscht, daß „seine gute Mutter das Ebenmaaß ihrer Gefühle, Empfindungen, Gedanken herstellen möge“.

Die ersten Worte, welche uns bezeugen, daß er zu dichten begann, schreibt Lenau der Mutter im neunzehnten Lebensjahre: „Meine Lieblingsbeschäftigung ist nun, Gedichte zu lesen und zu schreiben.“

Sein ehrlicher Freund Schurz,<sup>1</sup> bald nachher der Gatte seiner Lieblingschwester Therese, meint zwar, der Jüngling habe ihm, dem Älteren, nachgeeifert, der schon „manch Geseklein“ zu Stande gebracht und mitgetheilt, der auch im Kreise der Bekannten vorzugsweise „der Dichter“ geheißen habe. Allerdings sind Lenau's Ansprüche an einen Dichter anfangs viel bescheidener als später, wo er die Poesie in ihrer Höhe und Tiefe ermessen gelernt, so daß er damals seinen Schwager wohl für einen rechten Dichter gehalten haben mag; traut er ihm doch auch in reiferen Jahren, im Rausche des ersten Dichterruhms, noch Erhebliches zu. Indessen hat Lenau von ihm nur

ganz äußerliche Anregung haben können. Uns aber nöthigt dieses schöne Vertrauen ein Lächeln ab, wenn wir aus der wohlgemeinten, aber etwas ungeschlachten Biographie Lenau's von Schurz auf einen bedenklichen Mangel an Urtheil und Geschmack beim Verfasser schließen müssen.

Schon die Sprache unterscheidet Lenau himmelweit von seinem Biographen. Während dieser sich durchaus in der mehr naiven als reinen Redeweise des durchschnittlichen Wieners bewegt, drückt sich Lenau überall, selbst in den vertrautesten Briefen, im reinsten, wohl lautendsten Schriftdeutsch aus.

Mit allzu großer Sorglosigkeit hat Lenau seine ersten Gedichte „den flüchtigen Winden“ preisgegeben. Ohne Abschrift wurden sie verschenkt, und als er zehn Jahre später die erste Sammlung veranstaltete, fehlte das Meiste aus den zwanziger Jahren. Unter dem wenigen Erhaltenen sind das zierliche Gelas: „Du schöne Stunde warst mir hold,“ offenbar durch Platen's und Rückert's eben erschienene östliche Dichtungen hervorgerufen; das Gedicht „An Fritz Meyle“, seinen Wiener Jugendfreund; ferner die sanfte Elegie „Am Grabe Höltz's“; diese ein Beweis, wie geistreich und vollendet er schon früh antike Formen auszufüllen verstand. Beachtenswerth ist endlich das Gedicht „Unbeständigkeit“ mit dem Grundgedanken seines „Faust“:

Keiner von den Erdenplündern  
Lange mich behalten kann

und dem verächtlichen Ausfall gegen alles gelehrte Forschen und Wissen:

Freilich, wenn du unabwendig  
Starrest in dasselbe Loch,  
Wird's vor deinem Blick lebendig,  
Dein Ausharren lohnt sich doch:  
Denn die Augen, die erlahmen  
Und Gespenster malen sich  
In des Fensters leeren Rahmen  
— Und man nennt den Weifen dich!

Unbeständigkeit ist nun die Lösung seiner Universitätsstudien. Philosophie und Jurisprudenz, Landwirthschaft und Medicin lösen sich ab; aber nachhaltiges Interesse vermag keine Wissenschaft ihm einzulösen, der bewiesene Fleiß ist nur von der Liebe zur Mutter eingegeben.

Ueberdies geht der Jüngling in dem leichtlebigen Wien ein verhängnißvolles Verhältniß ein, an welchem weder die nachsichtigen Freunde, noch die kurzsichtige Mutter Anstoß nehmen. Die unfehlbare Enttäuschung trat bald ein und hat sich in dem reizbaren Gemüthe des Melancholikers so tief eingefressen, daß die Wunde nie ganz vernarbt ist. Wir finden den Ausdruck dieser bitteren, aber selbstverschuldeten Erfahrung in der wundervollen Anrede „An die Wolke“: „Zieh nicht so schnell vorüber“ und in der ergreifenden Ode „Am Bette eines Kindes“: „Wiege sie sanft, o Schlaf“. Aus derselben Stimmung entstehen die „Bitte“: „Weil' auf mir, du dunkles Auge“ und der Wahlspruch seines weiteren Daseins:

Du geleitest mich durch's Leben,  
Sinnende Melancholie!

So vergeht die Jünglingszeit unter beständigem Umhertasten nach stets wechselnden Zielen. Weder die Wissenschaft, noch die Liebe vermögen dem Dichter Ruhe und Gleichmaß der Empfindung, überhaupt irgend welche Befriedigung zu gewähren. Ausgelassene Freude — Genau war gern lustig — springt unversehens in Wüthmuth um; nur das Geigenspiel, für welches Blumenthal vortreffliche technische Grundlage beigebracht, übt er mit Eifer und Freude, bis er es zur Virtuosität gebracht hat und auf seinem edlen, alten Guarnerius ebenso ernste Meisterstücke, wie wilde Zigeunerlieder hinreißend vorträgt. Dieses geliebte Geigenspiel gewährt ihm später bis in den Wahnsinn hinein Trost und Zerstreuung.

Noch war Lenau der innige Zusammenhang mit der Natur nicht verloren; er war ein rüstiger Bergsteiger, wenn er in fröhlicher Gesellschaft seine Trägheit überwand; er suchte die stille Pracht des Waldes auf; in der Umgebung Wiens entstanden die weichen „Abendbilder“: „Lieblicher Abend senkt sich auf's Gefilde“; er sang dem geliebten Frühling entgegen:

An ihren bunten Liedern klettert  
Die Lerche selig in die Luft.

Aber diese sinnige Naturbetrachtung kann den Gegensatz nicht mehr versöhnen zwischen harmlosem Vertrauen und argwöhnischem Verdacht, zwischen selbstzufriedener Zuversicht und aufreibender Selbstanlage, zwischen Extremen, die bereits vor 1831 hart aufeinander stoßen. Wie ihn ein unbedeutendes Wort vom ausgelassenen Lachen plötzlich zu verbrießlichem Schmollen, ja zum Wuthausbruch umstimmen kann, so reiben sich in seinem Innern immer mehr Dissonanzen der bedenklichsten Art, und er hat das Vermögen, Großes und Vollkommenes zu schaffen, schon halb eingebüßt, ehe er es recht anzuwenden versucht.

Schon von der ersten größeren Dichtung, dem Faust, beobachtet er zwar den erstaunlichen Effekt, den gewisse Theile bei den schwäbischen Freunden machen, fügt aber hinzu: „Wer weiß, ob er recht künstlerisch ist; vielleicht ist er bloß psychologisch.“ Leider war der Zweifel wirklich begründet.

Als dem Dichter nach dem Tode der Großmutter 1830 das Erbtheil derselben, ein mäßiges Vermögen, zugefallen war, litt es ihn nicht mehr in der Heimath. In der That konnte vielleicht mit der Enge der heimischen Verhältnisse zugleich die Fessel der melancholischen Grundstimmung abgestreift werden. In Oesterreich konnten seine Dichtungen ohnehin nicht erscheinen. Schützte ihn doch auch später sein Incognito nicht vor der Wißbegierde des Metternichschen Systems.

So pilgert Lenau nach Schwaben, wo damals namhafte Dichter am dichtesten hausten. Alsbald hat er sich die Freundschaft Aller erworben: Uhland und Schwab, Justinus Kerner und R. Mayer, Graf Alexander von Württemberg, die Familien Hartmann und Reinbeck, kurz Alles, was in Schwaben kunstbegabt und liebenswürdig war — und dessen war viel —, ließ sich von der neu erschienenen Sonne wärmen und bestrahlen. Denn es war selbst den versgewohnten Schwaben wunderbar, ein so ursprüngliches Genie fertig hervorbrechen zu sehen, das sich dort auch in gefälliger, meist heiterer Form zu geben verstand.

Alsbald wird mit Cotta verhandelt, der schnell den Werth des Anerbietens zu schätzen weiß; und im Frühling 1832 erschienen die „Gedichte von Nicolaus Lenau“.

Zu den Jugendliedern waren noch in Schwaben einige hinzugekommen, namentlich die „Schilflieder“, welche er einer stillen Liebe widmete, einer schwäbischen Gotte, der er aber trotz unzweifelhafter Gegenliebe von vornherein glaubt entsagen zu müssen. Die Glückliche wurde zum Unterschiede von Namensschwwestern im Bekanntenkreise fortan „Schilfblottchen“ genannt.

Die erste Gedichtsammlung, etwa die Hälfte des jetzigen ersten Theils, enthält schon die vorzüglichsten Lieder, über deren Schönheit und Tiefe ich weiter nichts zu sagen brauche. Lenau selbst urtheilt: „Die Gedichte sind größtentheils symptomatische Ausdrücke einer chronischen Krankheit, welche in meinem Herzen ihren Sitz hat.“

Aber sind nicht alle echten Dichtungen der Welt mehr oder weniger theuer erkauft? In Lenau's Liedern wie in seinem Gemüthe wechseln Lebensfreude und tiefe Schwermuth; originelle, kühne Bilder und tief aufgefaßte Naturscenen sind verbunden mit den lebendigsten Empfindungen. Besonders gefielen damals mehr als jetzt die Bilder aus Ungarn: die Haideschenke, die Werbung, der Schifferknecht.

Es bleibt nur zu bedauern, daß so wenige von diesen melodischen Liedern durch congeniale Componisten volksthümlich geworden sind.

Raum hatte der Dichter die Herausgabe besorgt und die wichtigsten Abschnitte des Faust entworfen, den er in Schwaben begonnen, da führt ihn sein unruhiges Streben ins vermeintliche Paradies der Freiheit. Uebereifrig opfert er einen beträchtlichen Theil seines Vermögens zum Ankauf eines Grundstückes in — Pennsylvanien! Dort sollen ihm der Urwald und der Niagara Poesie entgegenrauschen.

Zwar riethen ihm die schwäbischen Freunde energisch ab und Justinus Kerner macht ihm den rührenden Vorschlag: „Die Lotte ließ ich nicht, wenn ich Du wäre, den anderen Menschen. Ich würde sie noch sprechen, ihr sagen, daß ich sie liebe und auf ihre Liebe baue; dann würde ich aber auch von nun an zahmer werden, sie würde mich zur höchsten Poesie der Religion führen.“

Aber Lenau widerstand; er entgegnet seinen Landsleuten, die stürmisch verlangen, daß er wenigstens in Europa bleibe: „Mich regiert eine Gravitation zum Unglücke.“ Und gegen R. Mayer rechtfertigt er sich: „Wie oft hab' ich meiner guten Freundin Schwab gesagt, daß ich ein Narr bin, sie hat es aber nicht geglaubt.“

Kein Wunder, wenn er schon vor der Abreise aus Amsterdam bekennet: „Es geht doch nichts über Oesterreich und über Euch, lieben Leute!“

Noch weniger kann es Wunder nehmen, wenn der Unstäte gleich nach der Landung in Baltimore im October 1832 seine Enttäuschung ausspricht: „Bruder, diese Amerikaner sind himmelanstinkende Krämerseelen. Todt für alles geistige Leben, maustodt. Die Nachtigall hat Recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehrt. Es kommt mir vor wie ein poetischer Fluch!“

Lenau liebte keine Rücksicht und edle Uneigennützigkeit. In Amerika stieß er überall hart auf das Gegentheil. Er war von vornherein von Verlusten bedroht. Schnell war er hingegangen, schnell kehrte er wieder um; kaum daß er sich Zeit nahm, den Niagara zu bewundern. Aber auch der hat ihn enttäuscht, weil er in der Nähe nicht so laut rauschte, wie in der Ferne.

Gleichwohl hat die Seefahrt und der flüchtige Aufenthalt in Amerika ihm schöne Motive dargeboten. Ist doch dort drüben „*Primula veris*“ entstanden: „Liebliche Blume, bist du so früh schon.“ Auf der Reise macht er außer den Gedichten „*Atlantica*“ Lieder voll bitterer Vorwürfe gegen sich selbst, z. B. „Die Rose der Erinnerung“: „Als treulos ich das theure Land verließ.“

Nach solchen Erfahrungen konnten die Freunde auch von seiner Rückkehr kein Heil erwarten. Und doch wäre gerade jetzt die beste Gelegenheit gewesen, alle Illusionen abzustreifen.

Als Lenau im Juni 1833 in Bremen landete, fiel ihm in einem Litteraturblatte sein Name auf, den ein Lorbeerkranz umgab. Wolfgang Menzel war nicht der Einzige, der Lenau über Goethe stellte. Unser Dichter fand sich plötzlich berühmt und bewundert.

Wie wohlthuend mußte diese Anerkennung wirken auf ein so tief verletztes und verstimmtes Gemüth! Dem entspricht auch die Erkenntniß Lenau's: „Ich habe mich überzeugt, daß die wahre Freiheit nur in unserer eigenen Brust, in unserem Willen und Denken, Fühlen und Handeln ruht.“ Leider hat ihm aber diese tröstliche Einsicht nicht verholfen zu fröhlicher Aussicht in die Zukunft, wie man sie ihm den Umständen nach hätte prophezeien dürfen. Hat doch manch unruhiger Charakter im späteren Leben einen Hafen gefunden, wo er still vor Anker liegen konnte.

Bei Lenau dagegen mehrt sich die nervöse Unruhe mit dem so natürlichen Streben, Größeres zu leisten. Zehn Jahre lang reist er nun nach einem jedesmaligen Aufenthalte von Wochen, höchstens Monaten, von Stuttgart nach Wien, von Wien nach Stuttgart; ohne sichtlich Plan erscheint er in der Heimath; nach Stuttgart fordert ihn zuweilen die Herausgabe der folgenden Dichtungen — der wirkliche Grund ist doch stets nur die Unmöglichkeit, längere Zeit irgendwo auszuharren.

Alle ferneren Dichtungen müßten nun wirklich als pathologische Erscheinungen gelten, wenn sie nicht zugleich Efflorescenzen genialer Kraft wären. Und der Savonarola hat ja in der That einen harmonischen Abschluß gefunden.

Zunächst gelingt es Lenau, den schon weit gediehenen Faust leidlich zu beenden. Es ist auffallend, daß dem Dichter für diese kraftvollste seiner Dichtungen keine einheitliche Form beliebt hat. Daß er die dramatische nicht ganz durchführt, erklärt sich aus dem Mangel an dramatischem Verständniß überhaupt und aus der merkwürdigen Ansicht insbesondere, welche Lenau mehr als einmal ausgesprochen hat: „In fünfzig Jahren giebt es kein Theater mehr, das ist nur für jugendliche, noch mit großer Poesie begabte Völker ein Gottesdienst, für politisch entwickelte eine Nationalaufgabe, für blasirte eine Belustigung.“ Er vindicirt unserer Zeit das Stadium der Blasirtheit und für dieses sei das Schauspiel überflüssig. Ob er nicht in manchem Sinne doch Recht hat?

Am Ende war es aber nur die Abneigung und die Unfähigkeit des Lyrikers, sich aus dem Innern der Empfindung in die äußere Welt der Handlung zu wagen und dieselbe consequent durchzuführen, was ihm jenes absprechende Urtheil dictirte.

Der „Faust“ nun ist ein Gemisch von epischen, lyrischen und dramatischen Abschnitten geworden. Macht schon diese bunte Zusammensetzung einen befremdenden Eindruck, so schadet

einer Gesamtwirkung besonders die außerordentliche Subjectivität der Dichtung. Abgesehen von unzähligen persönlichen Anspielungen, die Lenau offen eingestand, ja gelegentlich vorher sagte, abgesehen von den handgreiflichen Beziehungen auf des Dichters Lebenslauf, der viel zu einseitig ausgefallen war, um einer Faustdichtung zu Grunde gelegt zu werden, geht durch das Gedicht ein Zug von herber Lebensanschauung, ja von Grausamkeit, welcher selbst durch den Wohlklang der Sprache nicht gemildert wird.

Am wenigsten können die dramatischen Theile für gelungen gelten; es sind Gespräche, Disputationen, keine Handlungen. Es half dem Dichter auch nichts, daß er für die Matrosenscene eigene Studien machte in den Matrosenschänken der Seestädte, die er betrat.

Selbstverständlich begegnen wir Spuren von Anlehnung an Goethe auch im Einzelnen; Lenau's Mephistopheles sagt:

Doch hat mein Erzfeind nicht verjagt  
In seiner Welt mir freie Jagd,

d. h. er beruft sich auf Goethe's Prolog im Himmel. Besonders aber sind die ganzen Rollen des Mephistopheles und des Wagner durchaus Copien der Goetheschen. An Gretchens Stelle tritt die Prinzessin Maria, nach der gleichnamigen Schwester des Grafen Alexander von Württemberg gezeichnet, an Valentins Stelle deren Verlobter, Herzog Humbert.

Einzelne Abschnitte von den dreiundzwanzig sind von großer Schönheit, noch weniger fehlt es an schönen Stellen; aber alle Kraft und aller Schmelz der Sprache versöhnt nicht mit der Unwahrscheinlichkeit des Ganzen.

Derselbe Faust, dem „des Glaubens letzter Faden reißt“, der sich zurnt: „Dein Schöpfer ist dein Feind“, weil er als Anatom „die Todten umsonst um das Leben gefragt“, hat doch

beim Bunde mit dem Teufel seine Bibel bei der Hand, die ihm trotz Allem noch verehrungswürdig ist. Derselbe Faust, der da inne wird:

Der wahren Frauenschönheit holder Macht  
; Kann widerstehen keine Macht auf Erden,

verleugnet diese Erkenntniß und zerstört auch diesen Himmel.

Gleichwohl ist dies der einzige „Faust“, welcher annähernd mit dem Goetheschen verglichen werden kann, natürlich als der subjectivste dem objectivsten. Byron's Manfred ist viel phantastischer, Grabbe's Faust durch die Verbindung mit dem Don Juan complicirter, ja raffinirter geworden, aber eben darum ist auch bei Beiden die ursprüngliche Faustidee fast wesenlos geworden.

Lenau's „Faust“ erschien 1836, zu einer Zeit, wo man auch das Unfertige gern bewunderte, wenn es nur Krafttendenzen ausdrückte und auf Welt Schmerz hinauslief. Davon fanden sich in Lenau's „Faust“ hinreichende Proben.

Mittlerweile hatte der Dichter, der sich von nun an nur in poetischen Extremen bewegt, sich auf den Savonarola geworfen; so folgt denn dem verkörperten Zweifel der begeisterte Prediger des reinen Evangeliums. Lenau setzt im Handumdrehen dem Hader mit Gott die gläubigste Zuversicht entgegen; nach dem Gelingen zu urtheilen, hat dieser Glaube tiefer in ihm Wurzel geschlagen, als der Zweifel.

Allerdings bot ihm der Savonarola den Vortheil, daß er ihn nicht erst wie den Faust zu gestalten brauchte, sondern sich nur in eine ausgeprägte Persönlichkeit und ihre Ueberzeugung hineinzuleben hatte.

Daß ihm dies aber gelang und daß er die angemessene epische Form wählte, läßt an die Möglichkeit denken, daß sein freilich aufgewühltes Innere noch zu klären und noch zu stillen gewesen wäre, wenn nicht gerade damals eine verderbliche Macht

über ihn gekommen wäre, welche ihm unter anderen Umständen hätte zum Segen gereichen können, ihn nicht mehr losließ, ihn endlich in den Wahnsinn trieb.

Ich meine die verhängnißvolle Leidenschaft, welche Lenau an Sophie Löwenthal fesselte.

Aus der mehrgenannten Biographie von Schurz kennen wir schon den Verkehr mit dieser Freundin, die er 1833 als Gattin seines Freundes Max Löwenthal und Mutter mehrerer Kinder kennen lernte, nachdem er früher, als es noch nicht zu spät war, an ihr vorübergegangen war; sie war eine nahe Verwandte seines Jugendfreundes Fr. Kleyle, der in früheren Jahren mehrmals vergeblich versucht hatte, ihn in das Haus ihrer Eltern einzuführen.

Aber Schurz hat seiner Zeit wohl nur die „ostensiblen Briefe“, gleichsam die officiële Correspondenz, zur Benutzung erhalten, d. h. Lenau's Briefe, denn die Antworten Sophie's hat Lenau selbst vernichtet. Aus diesen freundschaftlichen Blättern las man eine herzliche Verehrung für die Gattin des Freundes heraus, die, dem Dichter geistig ebenbürtig, zum Savonarola den Antrieb gegeben hatte, überhaupt in den letzten Jahren seine Muse gewesen war. Vertraulich theilte er der Freundin seine Erlebnisse und seine Gedanken, seine Wünsche und seine Handlungen mit; er sah sie gelegentlich bei den häufigen Besuchen in der Heimath auf kürzere oder längere Zeit wieder.

Allerdings fiel es auf, daß Lenau zweimal, als er sich zu verloben im Begriff stand, oder schon verlobt hatte, flehentliche Bitten um Zustimmung an Sophie richtete, daß er aber ihre Einwilligung nicht erhielt. Welche Macht mußte er ihr zugestanden haben, daß sie ohne nachhaltigen Protest seinerseits über sein Wohl und Wehe entscheiden durfte?

Der Ton jener Briefe war durchgehends maaßvoll und wenig wärmer, als der, welchen Lenau in vertrauten Briefen,

wie uns deren viele vorliegen, überhaupt anschlug. Auf jeden Fall war der Zusammenhang zwischen der harmlosen Form der Briefe und den befremdenden, ja bedenklichen Thatfachen unklar.

Bisher durfte man dieses Verhältniß ungefähr demjenigen gleichstellen, welches Schiller an Charlotte von Kalb, Hölderlin an Soufette Gontard gefesselt hatte. Auch diese Frauen waren einst die Musen ihrer Dichter gewesen. Schiller löste sich bald von der überspannten Verehrung für die schwärmerische Frau; Hölderlin überlebte den frühen Tod seiner Diotima geistig nur um einige Jahre; Beide waren durch Entfagung von der Verehrten getrennt geblieben.

Lenau schien in der Mitte zwischen Schiller und Hölderlin zu stehen. Er dachte zweimal durch eine wirkliche Verbindung sich aus der immerhin unnatürlichen Lage zu befreien, aber er hatte die Ueberlegenheit der älteren Ansprüche unterschätzt und endete im Wahnsinn.

Jetzt gestaltet sich das Urtheil über Beide wesentlich ungünstiger.

Bald nacheinander sind vor einigen Jahren zwei bedeutende Mittheilungen erschienen, welche sich auf diesen wichtigsten Wendepunkt in Lenau's Leben beziehen und in das geheimnißvolle Dunkel etwas mehr Licht bringen. Sie sind vollauf geeignet, zum Verständniß des Dichters beizutragen und lebhafteste Theilnahme an seinem traurigen Geschick zu erregen.

August Frankl,<sup>2</sup> der einzige damals noch lebende Zeitgenosse und Freund Lenau's, veröffentlichte Tagebuch und Briefe Lenau's, welche neben jener officiellen Correspondenz an Sophie Löwenthal gerichtet oder für sie niedergeschrieben sind. Die Blätter sind meist datirt und stammen aus den Jahren 1836—43. Leider erfahren wir nicht einmal, wo das Tagebuch aufhört und die Briefe anfangen. Ebensonenig wird uns verrathen,

ob Alles schon zu Lebzeiten des Dichters in Sophiens Hände gelegt ist oder erst nach seinem Tode.

Indessen ist dies auch von untergeordneter Bedeutung. Diese Tagebuch- und Briefblätter enthalten nämlich die glücklichsten Geständnisse, die leidenschaftlichsten Klagen einer hoffnungslosen und kühl erwiderten Liebe, und sie deuten durchweg auf einen gleichlautenden mündlichen Verkehr hin. Wären sie also auch sämmtlich erst nach Lenau's Tode an Sophie gelangt, so müssen wir doch aus ihnen schließen, daß dieselben Geständnisse und Klagen im vertrauten Beisammensein eine Reihe von Jahren hindurch auch angehört worden sind.

Daß Sophie die Leidenschaft des Hausfreundes nicht mit gleichem Feuer erwidert, sondern mit bewusster Gelassenheit ihn stets in einer gewissen Entfernung zu halten versteht, geht deutlich aus den immer wiederkehrenden Anklagen hervor. Also von Lenau's Seite aussichtslose, verzehrende Leidenschaft — nur drei beliebige Zeilen als Beweis: „Ich bin in einem furchtbaren Aufruhr, in dem ich Dir schreibe; es ist wahnsinnige Liebe, die mich treibt. Weh mir! Wär' ich lieber todt, als daß Du nicht mein bist!“ — von Seiten der Angebeteten Zweifel an seiner Beständigkeit und — Versuche, diese zu erzwingen.

War das die Gefinnungs-, die Handlungsweise eines edlen Mannes und Freundes — oder war der Verirrte für sein Verhalten schon nicht mehr verantwortlich?

Oder aber, wenn man seine Extravaganz weniger streng beurtheilen will, war das Verhalten der Frau, die übrigens in den glücklichsten Verhältnissen lebte, zu rechtfertigen, welche den Verblendeten nicht nur an sich zieht, sondern auch verhindert, sich in lichten Augenblicken ein wirkliches Lebensglück zu gründen, wie sie es ihm nicht gewähren will und, ohne gewissenlos zu handeln, auch gar nicht gewähren kann?

„Daß so viel Schuld“ nicht bloß von Lenau's Seite bei

seinem grausamen Schicksal mitgewirkt, „hat die Welt erst jetzt erfahren.“

Unter dem Einfluß dieser dämonischen Gewalt sind alle Dichtungen nach dem Faust entstanden. Es sind die mittleren Acte einer Lebenstragödie: Savonarola, Albigenfer, Don Juan; den Schlußact bilden Verlobung und Wahnsinn.

Daß der Savonarola auf Sophiens Rath und unter ihrem Einfluß entstand, ist unzweifelhaft. Er wurde in jenen ersten Jahren gedichtet, wo das Verhältniß sich erst allmählich leidenschaftlicher gestaltet. Noch darf die Frau, die ihn zu dieser Dichtung begeistert, seine Muse heißen.

Freilich hatte Lenau auch noch andere Bundesgenossen. Die erste Auflage des „Savonarola“ 1837<sup>3</sup> war Martensen, dem späteren dänischen Bischof, gewidmet. In seinen Erinnerungen gedenkt Martensen seines kurzen, aber interessanten Zusammenlebens mit Lenau. Dieser correspondirt mit ihm über die entstehende Dichtung: „Sie umschweben mich oft als unsichtbarer Censor beim Arbeiten, indem ich mich oft frage: wird das Martensen approbiren?“ Lenau schätzt sein Urtheil in der That hoch: „Ich habe nie einen so speculativen Kopf gefunden, dessen ganzes Leben, so unverrückbar aufs Ideale gerichtet, mit der kindlichsten Frömmigkeit und einer bezaubernden Herzensgüte eine so sieghafte Gedankenmacht vereinigt.“

Der „Savonarola“ hat dieser vorübergehenden Freundschaft alle Ehre gemacht. „Wenn ich für jedes meiner Werke nur einen Beurtheiler habe, wie Sie, so bin ich aufgemuntert und belohnt.“

Lenau's „Savonarola“ besteht aus vierundzwanzig Abschnitten, welche des Reformators Leben von seiner Entweichung aus dem Hause der Eltern im Jünglingsalter bis zu seinem Martyrium schildern.

Offenbar hat der Dichter sich in diesen seinen Helden am

tiefften hineingedacht, alle seine inneren und äußeren Kämpfe miterlebt; so „feiert der kirchlich-fromme Kinderglaube seiner Jugend nach langen Kämpfen eine siegreiche Auferstehung“.

Zwar in Oesterreich, bei den meisten Freunden rief dieses positive Bekenntniß lebhaften Widerspruch hervor, ganz abgesehen von dem so natürlichen Verdammungsurtheil der katholischen Kirche.

„Mein Savonarola hat mir die Meute an die Fersen gezogen. Aber was mir auch an Mißhandlungen widerfahren mag, ich will es betrachten als die Beendigung meines Gedichts, als die letzte scharfe Feile, welche mein Geschick daran legt.“

Dagegen lauten die Stimmen der Kritik außerhalb Oesterreich fast durchweg zustimmend, anerkennend. Joh. Pet. Lange, der spätere Bonner Theolog, legt der Dichtung nicht bloß eine poetische, sondern auch gewissermaßen eine welthistorische Bedeutung bei. Und der fromme Just. Kerner rühmt sie in seiner herzlichen Weise: „Der Savonarola ist ungeheuer; ein Meisterstück aller Meisterstücke.“

Auch uns „steht es unzweifelhaft fest, daß dies die künstlerisch vollkommenste unter den vier größeren Dichtungen Lenau's ist, und daß ihr auch heute noch der Preis gebührt vor allen übrigen, die den Kampf um ein geläutertes Christenthum episch behandeln.“ „In ihm entspricht die Idee der Darstellung in so hohem Maaße, daß man fühlt: der Poet hat geleistet, was er leisten wollte, er hat sein Ideal erreicht.“

Wie der Savonarola „zeitlich den Mittelpunkt von Lenau's gesammtem Dichten“ bildet, so ist er auch „der Höhepunkt des Dichters und des Menschen“; denn noch hatte die Liebe zu Sophie Löwenthal nicht den excentrischen Charakter angenommen, welcher immer deutlicher die Energie des Dichters lähmt.

Im Januar 1838 meldet er nach Stuttgart: „Ich habe einen Stoff gefunden, an dem ich wenigstens zwei Jahre werde

zu schaffen haben: die Kreuzzüge gegen die Albigenfer. Der Fuß nämlich und die Hussiten haben sich bei näherer Bekanntschaft nicht ergiebig genug gezeigt für ein größeres Gedicht. Ein Romanzenkranz, etwa im Umfange der Clara Hebert, wird wohl Alles sein, was ich aus diesem Stoffe herauschlage."

In der That ist aus dem Fuß nur der Cyclus von neun Romanzen „Johannes Biska“ hervorgegangen, die sich aber bei Weitem nicht mit dem lieblichen Romanzenkranze „Clara Hebert“ vergleichen lassen. Nur die Form ist dieselbe.

Für die Albigenfer genügten aber zwei Jahre nicht. Denn es war dem Dichter nicht vergönnt, ohne Unterbrechung zu arbeiten. Im Jahre 1839 hatte er die Bekanntschaft der berühmten dramatischen Sängerin Caroline Unger gemacht und die Beiden hatten sich schnell verstanden und verständigt, daß die Sängerin sich auf Visitenkarten schon als Lenau's Gattin bezeichnete; aber sie hatten sich verrechnet; Lenau's Versuch, sich von Sophie zu lösen, machte kläglich Fiasco. Da er ließ sich sogar so weit treiben, daß er wie ein Wahnsinniger in das Zimmer der Künstlerin stürmte und von der Entsetzten sich die Herausgabe seiner Briefe erzwang. Ohne Gruß ging er davon und tanzte, erfreut über den gelungenen Ueberfall, die Treppe hinab.

„Eben weil sie eine große Schauspielerin war und je mehr ich es erkannte, um so furchtbarer wurde ich vor einer Verbindung mit ihr; ich wußte nicht mehr, was echt, was falsch an ihr war,“ urtheilte Lenau später. In der That aber war es Sophie, welche ihn zu solchen Reflexionen zwang. Wir besitzen ja noch seine flehenden Bitten an sie: „Sie haben mir mit Ihren paar Zeilen das Herz zerschmettert. Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an einem zerrissenen Herzen. Caroline liebt mich grenzenlos. Verstoße ich sie, so mache ich sie elend und mich. Entziehen Sie mir Ihr Herz, so geben Sie mir den Tod. — Ich wollte, ich wäre schon todt!“

Das sind Worte eines ostensiblen Briefes, worin das Sie herrscht. Ist es bei so verzweifelttem Widerstreit im Gemüth des Dichters ein Wunder, wenn die Dichtung gleichfalls der Einheit, ja des eigentlichen Zieles entbehrt?

„Die Albigenfer“ erschienen 1841,<sup>4</sup> „freie Dichtungen von N. Lenau.“ War das Prädicat „frei“ doppelsinnig, so war das nach beiden Seiten ein Fehler. Denn weder ist der zweifelnde Gedanke im Stande, einen Helden für eine epische Dichtung zu qualificiren, noch kann eine lockere Aneinanderreihung von willkürlich gewählten Episoden eine so große Bewegung, wie die der Albigenfer war, würdig schildern. „Es sind Fresken,“ sagt Lenau selbst. Das Christenthum ist hier nicht mehr, wie im Savonarola, „ein Geoffenbartes, sondern eine historische Erscheinung,“ welche der Vergänglichkeit unterworfen ist.

Die Kritik verhielt sich gegen die Albigenfer umgekehrt, wie gegen Savonarola. Natürlich, der Umschwung in der Lebensansicht des Dichters lag ja klar zu Tage. Nur durfte „man nicht, wie es zuweilen geschehen ist, Lenau zu den Verächtern des Christenthums zählen.“ Es fehlt den Albigenfern eben der positive Held, der Träger der eigenen Gedanken des Dichters.

Uebrigens hatte sich derselbe die Freiheit genommen, mannigfaltige lyrische Formen wechseln zu lassen.

Der letzte Gegenstand, an welchem Lenau seine schon erlahmende Dichterkraft erprobt, ist der „Don Juan“. Wiener Freunde empfahlen die spanischen Originaltraditionen. Aber Lenau wollte aus dem spanischen Naturburschen einen sensualistischen Philosophen machen, der das Gegenstück zum spiritua- listischen Faust werden sollte.

Auch hier läge der Vergleich mit Byron und Grabbe nahe, wenn Lenau's Dichtung für vollendet gelten könnte; sie erschien erst im Nachlaß.

Auch im Don Juan tritt die Subjectivität des Dichters grell hervor. Damit ist aber auch die dramatische Form gerichtet, wenn sie gleich geläufiger gehandhabt wird, als im Faust.

Der Zeugnisse über die Abfassung des Don Juan sind verhältnißmäßig nur wenige; denn sie fällt schon in das verhängnißvolle Jahr 1844, in welchem das Schicksal den Dichter so schwer heimsuchte. Und zwar mit unheimlicher Rapidität. Er macht noch einen letzten Versuch, glücklich zu werden — und der scheint zu gelingen. Er begegnet einem liebenswürdigen Mädchen, Marie Behrends aus Frankfurt, und verlobt sich mit ihr.

Die zweite der oben erwähnten Mittheilungen über Lenau ist uns von Marie Behrends<sup>5</sup> hinterlassen.

Durch ein eigenthümliches Verhängniß sind die beiden so ungleich gearteten Gegnerinnen noch nach ihrem Tode einander entgegengetreten. Im Alter nur um ein Jahr verschieden, sind Beide 1889 innerhalb weniger Monate gestorben, nachdem sie den Dichter um achtunddreißig Jahre überlebt haben.

Daher ist es gekommen, daß wir so dicht nebeneinander die entgegengesetzten Stimmen hören. Auch über's Grab hinaus noch Widerstreit! Denn Marie Behrends hat dem egoistischen Protest Sophiens ebenso weichen müssen, wie Caroline Unger. Ja, auf die Nachricht von der erfolgten Verlobung schleudert Sophie dem Abtrünnigen wie einen Fluch die Worte zu: „Eines von uns muß wahnsinnig werden!“ In wenigen Wochen ging dieses frevelhafte Wort in Erfüllung.

Ich lasse die Daten und den Dichter selbst reden: Am 19. Juli 1844 fand die Verlobung statt, zu der die Mutter der Braut nur auf Lenau's inständigstes Dringen ihre Einwilligung gegeben hatte. Am 2. August war Lenau zum zweiten Male in Frankfurt, glücklich und beglückend. Jedoch schon am 14. August stand er in Mainz vor Sophie; „Niembich, ist es wahr, was

die Zeitungen von Ihnen melden?“ „Ja!“ sprach er — „doch wenn Sie's wünschen, verheirathe ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber.“

Vier Wochen später, am 17. September, auf der Rückreise nach Schwaben, schreibt er an Sophie: „Ihre Worte in der letzten Stunde: Mir ist, als sollte ich Sie nie wiedersehen! dringen mir schmerzlich und drohend nach.“

Am 21. September war Lenau in Stuttgart. Der Vertrag mit Cotta, der ihm 20,000 Gulden für die bisherigen Dichtungen sicherte, machte zu schaffen. Es beunruhigte ihn, daß Marie von seinem Verhältniß zu Sophie erfahren habe. Seine Sorge war nutzlos; sie erfuhr bei seinen wenigen gesunden Tagen nichts mehr und nachher stand sie ohnehin vor einem Abgrunde.

Denn am 29. September hat Lenau ein erster, leichter Schlaganfall getroffen. Am 5. October beurtheilt er den Unfall, über den er sich begründete Gedanken macht: „Was nach meiner festen Ueberzeugung das Uebel hervorbrachte, war lediglich ein ungeheurer Affect von Zorn, Kummer und Verzweiflung.“ Jedes dieser letzten Worte ist ein schwerlastender Vorwurf gegen Sophie Löwenthal.

Drei Tage später fügt er wie zur Beruhigung hinzu: „Gestern hat Jemand berechnet, wieviel Poststunden ich in zwei Monaten gefahren bin, und es ergab sich die kolossale Summe von 644, die ich im Gilwagen unter beständiger Gemüthsbewegung gefahren bin.“ Ohne Zweifel trugen auch diese Anstrengungen mit zur Beschleunigung des Unglücks bei, das nur aufgehalten, nicht abgewendet werden konnte. Aber Lenau nahm die Symptome für das Leiden selbst, dessen chronischer Charakter nun heimtückisch hervorbrach.

Am 12. October hatte Lenau einen Brief aus der Heimath erhalten, der ihn in höchstem Grade verstimmt, und in der

folgenden Nacht trat der erste stärkere Paroxysmus ein. Von nun an weilte die Nacht des Wahnsinns mit ihrem dunkeln Auge auf dem Dichter, als hätte er sie mit seiner „Bitte“ angerufen statt ihrer melancholischen Namensschwester.

Nun waren alle Gegensätze gewaltjam zum Schweigen gebracht. Aber noch war es leider nicht die Ruhe des Kirchhofs.

Aus den rührenden Geständnissen der Braut, wie aus den herzlichen Briefen des Bräutigams liest man mit schmerzlicher Freude die Gewißheit heraus, daß Lenau in seinem Vertrauen zu Mariens Werth sich nicht geirrt hatte. Wenn ihn Jemand noch zu retten im Stande gewesen wäre, hätte das nur Marie Behrends vermocht.

Da treibt ihn sein düsteres Verhängniß zulezt noch einmal nach Oesterreich; und dort gelingt es seinem bösen Dämon, den ungleichen Kampf endgültig zu seinen Gunsten, zum Verderben seines Opfers zu entscheiden.

Auf dem Kampfplatze bleibt ein zerrüttetes Leben, das erst nach sechs fürchterlichen Jahren völlig endet.

## Anmerkungen.

<sup>1</sup> Lenau's Leben, größtentheils aus des Dichters eigenen Briefen, von seinem Schwestermanne Anton X. Schurz. 1., 2. Band. Stuttgart und Augsburg, Cotta, 1855. — Dieser inhaltreichen, aber etwas oberflächlich abgefaßten Biographie habe ich natürlich die Hauptdaten, sowie viele Briefstellen entnommen.

<sup>2</sup> Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters 1c. Herausgegeben von L. A. Frankl. Stuttgart 1891. — Das wäre also ein Werther sec. 19, und zwar kein Roman, sondern grausame Wirklichkeit; aber Sophie ist bei Weitem keine Lotte. — Daß Sophie beide Verlobungen Lenau's gelöst hat, ist keine Frage; es fragt sich nur, ob man ihr Verfahren rechtfertigen kann. Ich möchte gern glauben, daß sie Lenau nicht für fähig gehalten habe, mit einer Andern glücklich zu werden. Dann

hätte sie freilich sich selbst entschließen müssen, ihn glücklich zu machen. Nahegelegt hat Lenau ihr das oft genug. — Indessen zerstört ihr kühles Verhalten einerseits und jenes Drohwort: „Eines muß wahnsinnig werden“ andererseits jeden Versuch, sie in Schutz zu nehmen. Den Dichter vermag man nur wegen seiner eigen sinnigen Leidenschaft zu bedauern. — Frankl mag wohl Recht haben: „Lenau brachte die Belastung für den Irrsinn mit auf die Welt“, und „Seit seinen Kinderjahren war der Geist dieses Dichters ein Gemisch von Genie und Irrsinn“ schreibt ein berühmter Irrenarzt von Lenau. Freilich ist diese Gravitation zum Unglück weit verschieden von dem „furor poeticus“, mit welchem sie Frankl vergleichen möchte. Goethe lehrt durch sein Beispiel, daß man den „Werther“ und die „Wahlverwandtschaften“ erleben kann, ohne daran zu Grunde zu gehen. Goethe hätte sich aber auch niemals von Sophie Löwenthal fesseln lassen; oder er hätte sich wie von Frau von Stein rechtzeitig losgelöst. Derselbe Unterschied besteht zwischen Schiller und Hölderlin.

<sup>3</sup> Savonarola von N. Lenau. Mit einer Einleitung von G. Emil Barthel. Leipzig, Neclam.

<sup>4</sup> Die Albigenser von N. Lenau. Herausgegeben von G. Emil Barthel. Leipzig, Neclam. — Don Juan von N. Lenau. Herausgegeben von G. Emil Barthel. Leipzig, Neclam. — Das Meiste, was diese letzten drei Gedichte Lenau's betrifft, verdanke ich den sauberen, verdienstvollen Einleitungen zu obigen Ausgaben, mit welchen wohl jeder Verehrer Lenau's übereinstimmt. Wo es sich thun ließ, habe ich das wörtlich Entnommene bezeichnet. — Jene Einleitungen sind Jedem zu empfehlen, der sich näher mit Lenau's Gedankenwelt bekannt machen will.

<sup>5</sup> Deutsche Rundschau, herausgegeben von J. Rodenberg, 1889, Bd. 61, S. 420. Lenau und Marie Behrends. Aufzeichnungen der Braut Lenau's und Briefe des Dichters an sie. Mitgetheilt von Paul Weißer. — Unmittelbar nach dem Tode von Marie Behrends sind diese Reliquien von einem Neffen veröffentlicht. — Wer diese Blätter gelesen hat, wird nur beklagen können, daß die erlösende Verlobung des Dichters nicht zehn Jahre früher stattfand, wo sie, ohne Hinderniß, dem Dichter eine Wohlthat gewesen wäre. — Höchst wichtig ist die Thatfache, daß die schwäbischen Freunde auf Seiten der Braut, gegen Sophie Löwenthal und den engherzigen Schwager Schurz stehen. — Wie kläglich ist Lenau's Wort (S. 444): „Man läßt mich nicht los und ich werde nun das Opfer der ungezügeltsten Leidenschaft dieser Frau! (Sophie Löwenthal).“ — Bemerkenswerth ist die Notiz S. 424, daß nicht nur Sophie Löwenthal und Marie Behrends bald nacheinander 1889 gestorben sind, sondern auch Lotte Gmelin, das „Schilfblattchen“, fünf Tage nach Letzterer den Weiden gefolgt ist. — Schließlich erwähne ich noch die Anzeige von Frankl's Buch in der

„Deutschen Rundschau“ 1891, Bd. 68, S. 470: „Lenau's Verhängniß“ von W. Lang, der ich Theile einiger Sätze verdanke. Mit gerechter Wärme wird der Braut gedacht; dem gegenüber scheint mir aber zu wenig gesagt mit: Sophie „besaß nicht die Kraft der Entfagung“, wemgleich der Gegensatz mit dem Vorhergehenden erkennen läßt, daß Herr W. Lang den grenzenlosen Egoismus Sophiens hat kennzeichnen wollen. Kühle Selbstsucht ist auch eine Kraft, der jede Entfagung als Schwäche erscheinen muß. Uebrigens enthält diese Anzeige mit ihrer lapidaren Sprache die Quintessenz von Lenau's Schicksal seit dem unseligen Bekanntwerden mit Sophie Löwenthal.

Est.

A-13454

24024

# 43756